

"Geij Bou, dasd fei schee schmätzt!"

Die Schwindsucht des Bairischen - Reflexionen über Ursachen, Folgen und wirksame Medikation

„Geij Bou, dasd fei schee schmätzt!“ - Diesen scheinbar guten Rat („Gell Bub, dass Du mir ja schön redest!“) gab im Jahr 1935 die Mutter des ostbayerischen Schriftstellers Josef Fendl dem Erstklässler mit auf den Schulweg.

"Es ist leichter, ein Atom zu zertrümmern als ein Vorurteil." - Zu dieser Erkenntnis gelangte ein Genie namens Albert Einstein.

Diese beiden Zitate sagen mehr aus über die Ursachen für das Aussterben der bairischen Dialekte, als es umfangreiche wissenschaftliche Studien könnten.

Dass anno 1935 eine besorgte Mutter auf einer Einöde mangels alternativer Informationsquellen die Diktion eines totalitären Regimes, das sich die kulturelle und sprachkulturelle Gleichschaltung auf die Fahnen geschrieben hatte, weitergab, verwundert keineswegs. Dass aber siebzig Jahre später im Informationszeitalter inmitten einer liberalen Gesellschaft Kinder vor dem Kontakt mit dem angeblich unschönen Dialekt bewahrt werden sollen, das ist kaum zu glauben und nur auf Wissensdefizite selbst in Akademikerkreisen zurückzuführen.

Diese Wissensdefizite sind begründet in einer Irrlehre aus den 1970er Jahren, deren wissenschaftliche Urheber ihren Thesen mittlerweile völlig abgeschworen haben. Die Didaktiker an unseren Universitäten, die seit dieser Zeit bei der Ausbildung der Deutschlehrer die Dialekte verteufelten, orientierten sich an den Thesen des Professor Ulrich Ammon von der Universität Duisburg-Essen. Dieser hatte mit einem folgenschweren wissenschaftlichen Trugschluss die schleichende Ausrottung der Dialekte eingeleitet. Der Trugschluss bestand darin, dass man die Untersuchungen des britischen Soziolinguisten Basil Bernstein, wonach die Unterschichtensprache der Schüler in England sich im Gegensatz zur Sprache der Mittel- und Oberschicht schulkarrierehemmend auswirkte, auf die gewachsenen deutschen Dialekte, aus denen sich die Kompromisslösung „Standarddeutsch“ erst entwickelt hatte, ohne nachzudenken übertrug (die Karl-Marx-These von den Dialekten als Klassenbarriere war ja gerade en vogue).

Der Brite Bernstein sah im restringierten Sprachcode der

Unterschicht die Ursache für mangelnden Schulerfolg gegenüber dem überlegenen elaborierten Code der Mittel- und Oberschicht. Als aussagekräftige Beispielsätze könnte man heute „(Was) guckst Du?“ und „Wieso sehen Sie mich plötzlich dermaßen entgeistert an?“ in Konkurrenz zueinander stellen.

Hätte in den 1970er Jahren die Dialektologie in Bayern dieselbe Förderung erfahren und den gleichen Stellenwert wie in Österreich gehabt, hätte man auf das von der Standardsprache völlig unabhängige Sprachsystem des Bairischen mit einer eigenen hochkomplizierten Grammatik verweisen können. Das bildhafte „Guckst Du?“-Pendant zur heutigen „Krass-

Mann-Sprache“ wäre „Wos schausdn afamoi weij a Singal, wensn blitzt?“ gewesen und hätte die Soziolinguistik der Lächerlichkeit preisgegeben. An Goethe, der ein Leben lang in einem starken hessischen Dialekt babbelte (Gretchens Gebet „...ach neische, Du Schmerzensreiche“ reimt sich im Gegensatz zu „...ach neige, du Schmerzensreiche“), hatte man in blindwütiger Sozialforschung gar nicht gedacht.

Dass Prof. Ulrich Ammon, der Begründer des sprachwissenschaftlichen Irrglaubens, seine Thesen mittlerweile widerrufen hat, das sollten endlich alle in der Spracherziehung Verantwortlichen, von der Kindergärtnerin bis zum Hochschuldozenten, zur Kenntnis nehmen!

Der beste Beweis, dass der Irrglaube von 1970 zurecht auf dem Müllhaufen der Sprachgeschichte landete, ist die Tatsache, dass an den mittlerweile dialektfreien Schulklassen in München der Notendurchschnitt im Fach Deutsch keineswegs über dem bayerischen Durchschnitt liegt - nach der scheinbar unausrottbaren Überzeugung der Dialektgegner müsste München das Deutsch-Einser-Eldorado

sein. Dreisprachig kann man aber feststellen: „Pfiffkaas! Pustekuchen! Weit gefehlt!“

Nach dem neuesten Stand der Sprachwissenschaft erweisen sich die Dialekte keineswegs als Hemmschuh beim Erlernen der Standardsprache - ganz im Gegenteil! So hatte sich die Universität Oldenburg vor einigen Jahren in einer Langzeitstudie 20.000 Aufsätze aus dem gesamten Bundesgebiet von Dritt- bis Sechstklässlern zusenden lassen. Die Auswertung er-

**Sprachbarrierendiskussion 1970 erfindet das
Märchen vom Dialekt und den schlechten
Deutschnoten:**

**Demnach müsste es
in den dialektfreien Münchner Schulklassen
ein Deutsch-Einser-Eldorado geben.
(„Pfiffkaas - Pustekuchen - Weit gefehlt!“)**

staunte sogar den Leiter des Instituts für deutsche Sprache in Marburg, Prof. Dingeldein. Man hatte herausgefunden, dass diejenigen Schüler, die einsprachig aufgewachsen waren, eingeschlossene Aussprachefehler in die Schriftsprache übernommen hatten. Dialektspredende Schüler dagegen mussten die Standardsprache von Grund auf lernen und produzierten deswegen um dreißig Prozent weniger Rechtschreibfehler.

Eine Langzeitstudie von Valentin Reitmajer kommt ebenfalls zu interessanten Ergebnissen, wonach sich dialektspredende Schüler in den ersten beiden Grundschuljahren tatsächlich im Fach Deutsch etwas schwerer tun, dann jedoch mit den nur Standarddeutsch geprägten Klassenkameraden gleichziehen und in der Mittelstufe teilweise sogar sattelfester sind. Erstaunlich ist, dass in der gymnasialen Oberstufe die Dialektspredende unter den Einser-Schülern im Fach Deutsch überproportional vertreten sind. Ein aktueller Fall an einem Gymnasium in Garmisch-Partenkirchen belegt diese Studie eindrucksvoll: Michael Jachmann, ein bekennender Dialektspredende und aktives Mitglied im Förderverein Bairische Sprache und Dialekte, konnte am Gymnasium drei Klassen überspringen und als 15-Jähriger (!) das Abitur 2009 mit einem Notendurchschnitt von 1,2 ablegen.

Bevor der Schreiber dieser Zeilen sich mit dem Dialektchwund in Niederbayern und der Oberpfalz beschäftigte, wurde er in den 1990er Jahren im Münchner Merkur auf den Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e.V. (FBSD) aufmerksam. Im Dezember 1998 war es plötzlich vorbei mit einer jahrzehntelangen sprachkulturellen Lethargie. Dafür sorgten die Ergebnisse eines Zusatzprojektes des Münchner Sprachatlas und die Dissertation des Dialektologen Bernhard Stör über das Sprachverhalten der jungen Generation in der Sprachregion München. Dass die Dialektkompetenz der Realschüler nur noch bei 3,4 Prozent, der Gymnasiasten bei 1,8 Prozent und der Hauptschüler bei 1,7 Prozent lag, fand seinen Niederschlag in besorgniserregenden Leserbriefzuschriften. Die Erkenntnis, dass der Dialekt in München von der jungen Generation nicht mehr weitergegeben werden konnte und somit unwiederbringlich verloren war, bewegte die Menschen dermaßen, dass die Leserbriefflut ein halbes Jahr (!) lang nicht abreißen wollte. Da die Printmedien in Niederbayern und der Oberpfalz vor zehn Jahren noch nicht einmal auf die Gefahr eines Dialektchwunds hinwiesen, war diese Berichterstattung im rein oberbayerischen Verbreitungsgebiet des Münchner Merkur ein erstaunliches Phänomen.

Ein Vorfall in einer Grundschule in Otterfing (Landkreis Miesbach) sorgte schließlich im Juli 1999 für bundesweites Aufsehen und wurde für den FBSD zur ersten Bewährungsprobe. Eine Lehrerin norddeutscher Herkunft hatte dem Zweitklässler Florian Beilhack ins Zeugnis geschrieben, dass der „Junge sich nur schwer verständlich machen könne, weil mit ihm im Eltern-

haus nur Bairisch geredet werde.“ Die Empfehlung in der Elternsprechstunde an die Mutter, den Jungen (Bub) vom Vater fernzuhalten, da dieser kein sprachliches Vorbild sei, brachte schließlich das Fass zum Überlaufen. Der Vater des Bubens bat unseren damaligen Gesamtvereinsvorsitzenden Hans Triebel um Hilfe, und nach einer beispiellosen Medienaktion schaltete sich die Kultusministerin ein und ordnete an, die diskreditierende Passage im Zeugnis ersatzlos zu streichen.

Dies war ein vorläufiger Höhepunkt und Meilenstein nach jahrzehntelanger Tabuisierung des Themas „Dialekt und Schule“. Endlich wurde die Mundart als Muttersprache und schützenswertes Kulturgut gesehen und nicht als Hemmschuh zum Erlernen der Standardsprache.

Nachdem man eine Unterschriftenaktion für die Erhaltung der bairischen Dialekte durchgeführt hatte, übergaben im Namen des FBSD Hans Triebel, Prof. Ludwig Zehetner und Prof. Reinhard Wittmann im Jahr 2000 der Kultusministerin 150.000 Unterschriften. Der Ministerpräsident forderte die Ministerin daraufhin auf, den Landtag über dieses Thema zu informieren. Der vorgelegte 280-seitige Mundartpflegebericht listete zwar oberflächliche Aktionen wie zum Beispiel das Absingen oder Aufsagen von zwei bis drei Liedern oder Gedichten pro Schuljahr auf, mit konkreten Maßnahmen zur Aufwertung des Kulturgutes konnte man jedoch nicht aufwarten.

Im Jahr 2002 wurde in Niederbayern und der Oberpfalz ein Regionalverband des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte gegründet, der Autor dieses Beitrags zum Vorsitzenden gewählt.

Der stete medienwirksame Tropfen höhlt die Vorbehalte gegen die Dialekte förmlich im Zeitraffer-Verfahren aus. So verschickte der Kultusminister an alle 5000 Schulen die 220-seitige Lehrerhandreichung „Dialekte in Bayern“ inklusive zwei DVDs mit zehn halbstündigen Filmbeiträgen, die das Bayerische Fernsehen im Umkreis von acht Universitätsstandorten unter Federführung des Regensburger Dialektforums mit Prof. Rupert Hochholzer an der Spitze gedreht hatte. Mit dieser Handreichung können sogar Lehrer norddeutscher Herkunft Unterrichtseinheiten über bayerische Sprachgeographie, Sprachgeschichte und Grammatik abhalten.

Im Jahr 2006 stellte der Münchner Sprachwissenschaftler Prof. Wolfgang Schulze die provokante Forderung auf, dass bundesweit das Fach „Dialekt“

oder „Heimatsprache“ einzuführen und Hochdeutsch auf die gleiche Stufe wie Englisch zu stellen sei. Wir konnten uns in den Medien von Ostbayern aus pragmatisch positionieren und lehnten diese Forderung als nicht praktikabel und utopisch (Lehrer haben andere Aufgabengebiete) ab. In der Passauer Neuen Presse forderten wir, dass die Dialekte im Elternhaus weitergegeben, im Kindergarten gefestigt und in der Schule toleriert werden sollten. In der Sprachlehre sollte die bairische Grammatik

**Vor 10 Jahren:
150 000 gesammelte Unterschriften für den
Erhalt der bairischen Sprache leiteten im
Kultusministerium ein Umdenken ein.**

**Der stete medienwirksame Tropfen höhlt das
Vorurteil endlich aus:
220-seitige Lehrerhandreichung - Kindergarten-
Pilotprojekte - „Bairische Sprachwurzel“**

kontrastiv in den Unterricht miteinbezogen und somit aufgewertet werden - wie es beispielsweise an der Realschule in Vohenstrauß praktiziert wird (Internetseite: „Dialektecker!“).

Von der für die Kindergärten zuständigen Sozialministerin Christa Stewens forderten wir ein öffentliches Bekenntnis zu den Dialekten und stellten eine absolute Funkstille bezüglich dieses Themas im Familienministerium fest. Die Ministerin bekannte sich daraufhin in einer offiziellen Pressemitteilung zu den Dialekten und wies als oberste Dienstherrin die dialektkundigen Erzieherinnen an, eine muttersprachliche Vorbildfunktion auszuüben. Seitdem reißen uns Kindergartenleiterinnen diese Dialekt-Anweisung förmlich aus den Händen, um den Wünschen mancher Eltern zur Dialektausgrenzung fundiert eine Absage erteilen zu können.

Ein Beispiel für eine erfolgreiche Medikation gegen den Befund „Schwindsucht des Bairischen“ ist das Konzept „Bairisch als Integrationsfaktor im Kindergarten“, das im Kindergarten St. Marienheim in Denkendorf seit zwei Jahren mit Erfolg umgesetzt wird. Nachdem die Kindergartenleitung im Jahr 2006 nach den ministeriellen Vorgaben im neuen Bildungs- und Erziehungsplan (BEP) ein Jahresthema auszuwählen hatte, entschied man sich für das Thema „Bairische Sprache“. Aufgrund der öffentlichen Diskussion um PISA-Studien, gestiegene Anforderungen auf der sechsstufigen Realschule und dem achtstufigen Gymnasium hatte man im Elternbeirat Bedenken und opponierte dagegen. Ein dreistündiger (!) Vortrag des Schreibers dieser Zeilen unter dem Titel „Vorsprung durch Mehrsprachigkeit“ brachte schließlich die Wende. Die Kindergartenleitung ließ die Kinder norddeutscher Herkunft bewusst in den sprachlich gemischten Gruppen den heimischen Dialekt förmlich aufsaugen und bei den Theatervorführungen vor den Sommerferien glänzten die kleinen Nordlichter mit einem beinahe akzentfreien Mittelbairisch. Nach Rücksprache mit den Eltern von dreizehn Immigrantenkinder aus Kuba, Russland, Polen, Kroatien, Albanien und der Türkei wurde das Experiment zum Integrationsprojekt erweitert.

Das Medienecho war dementsprechend groß. Einfach bairisch Reden unter Vorschulkindern - damit wurde die Definition von Muttersprache als die erste Sprache in der frühkindlichen Entwicklung, die ohne Frontalunterricht erworben wird, erfolgreich um die Variante „Zweite Muttersprache“ erweitert.

Wenn dialektfördernde Maßnahmen von manchen Zeitgenossen belächelt oder bekämpft werden, so muss die Frage erlaubt sein, warum man nicht schon längst berechnete Parallelen zum seit Jahrzehnten unstrittigen, mittlerweile sogar in der Verfassung verankerten Umweltschutz gezogen hat. Fehler oder Versäumnisse lassen sich im Umweltschutz wieder teilweise revidieren (Beispiel: Biotope etc.), im Sprachschutz ist ein Kulturgut unwiederbringlich verloren, wenn einer Kindergarten- generation die Muttersprache nicht weitergegeben wird. Ab dem 12. Lebensjahr ist ein akzentfreier Spracherwerb dann nicht mehr möglich, und diese um ihr muttersprachliches Erbe

gebrachten Kinder werden fünfzehn Jahre später, selbst wenn sie es aus tiefster Überzeugung wollten, als Eltern das Kulturgut „Bairische Sprache und Dialekte“ nicht mehr weitergeben können!

Und deshalb haben wir aus der Erkenntnis heraus, dass der Dialekt von Rockbands und Kabarettisten als bloße Bühnensituation keine Wirkung bei Jugendlichen zeigt, im Alltag zu ihrem Dialekt zu stehen, einen strategischen Sprachpreis aus der Taufe gehoben: Die „Bairische Sprachwurzel“, ein symbolträchtiges Glasgebilde. Die Strategie, die dahinter steckt, ist ein Wurzelgeflecht aus prominenten Preisträgern, die sich nicht schämen, auch in der Öffentlichkeit bei offiziellen Anlässen in einem bairischen Dialekt mit Vorbildcharakter und Multiplikatoreffekt zu reden.

Entstanden ist der Preis aus einer mathematischen Formel,

die von zwei Mathematikern an der Cornell-Universität in Ithaca, New York, entwickelt wurde. Die Wissenschaftler Steven Strogatz und Daniel Abrams entwickelten ein verblüffend einfaches Modell, welches das Aussterben von 90 Prozent aller weltweit gesprochenen Sprachen noch in diesem Jahrhundert vorhersagt. In 42 Ländern wiesen sie nach, dass immer dann eine Sprache stirbt, wenn sie in Konkurrenz zu einer anderen Sprache ums Überleben kämpft und ein geringeres soziales Ansehen hat. Auf die Therapie der Schwindsucht des Bairischen bezogen, müsste man Bairisch im sozialen Ansehen auf die gleiche Augenhöhe mit dem Standarddeutschen bringen und könnte damit beiden Sprachen ein Überleben ermöglichen.

Wenn das noch junge Wurzelgeflecht mit den bisherigen prominenten Preisträgern wie dem Straubing-Bogener Landrat Alfred Reisinger, unserem Vereinsmitglied Papst Benedikt XVI., dem Musiker und Komponisten Hans Jürgen Buchner („Haindling“), den Musikkabarettistinnen „Die Wellküren“ und dem Moderator des Österreichischen Fernsehens (ORF) Armin Assinger die letzten Wurzeln der unseligen, wissenschaftlich längst verworfenen Sprachbarrierendiskussion der 1970er Jahre absterben lassen und in den Köpfen der Menschen einem über tausendjährigen Kulturgut das Überleben in einer möglichst großen Artenvielfalt sichern könnte, dann wäre bereits viel erreicht.

Diese „Reflexionen“ von Sepp Obermeier sind im „Johann-Andreas-Schmeller-Jahrbuch 2008“ erschienen.

Sepp Obermeier hat das Thema für das „Mitterfelser Magazin“ überarbeitet.

Johann Andreas Schmeller,* 6. August 1785 in Tirschenreuth; † 27. Juli 1852 in München, war ein Germanist und bayerischer Sprachforscher, dessen großes Verdienst das vierbändige Bayerische Wörterbuch ist. Er gilt als Begründer der Mundartforschung in Deutschland.